

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 57 (1963)
Heft: 12

Artikel: Die Stimme Afrikas in der FAO
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-140831>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

kennen, kommt mit offenen Worten, mit Vertrauen, und ihr werdet erleben, daß sie euch Vertrauen schenken.

Geht aber gleich zu den richtigen. Es hat keinen Zweck, daß man in den kommunistisch regierten Ländern nach Antikommunisten sucht, die es sicherlich gibt, um mit ihnen Fühlung aufzunehmen. Das dient der Sache nicht. Ko-Existenz, das bedeutet, daß Kommunisten und Nichtkommunisten miteinander Fühlung nehmen, füreinander Verständnis aufbringen, aufeinander Rücksicht zu nehmen lernen. Ko-Existenz, das heißt nicht, daß eines der großen Weltsysteme aufgibt und kapituliert. Das werden wir, mindestens unsere Generation, nicht erleben. Das hieße dann ja die Welt zu uniformieren. Ko-Existenz, das heißt daß Menschen verschiedener Weltanschauung, verschiedener Auffassung von dem, was der menschlichen Gesellschaft dient, nebeneinander leben und daß sich dann allmählich herausstellt, welches System besser ist.

*

In der amerikanischen Wochenschrift «MANAS» standen am 5. Februar 1958 folgende Worte:

«Es gibt nur eine Kraft, die die Welt neu formen kann, die imstande ist, die menschlichen Energien wieder auf die Schaffung eines Gemeinschaftslebens hinzulenken, das gerne gelebt wird. Diese Kraft ist der Glaube an den Menschen. Der Glaube nicht an einen irgendwie abgestempelten oder klassifizierten Menschen, etwa den sozialistischen oder den kapitalistischen Menschen, den religiösen oder den atheistischen Menschen, den «freien» oder den entrechteten und versklavten Menschen — nein, den menschlichen Menschen, den Menschen ohne weitere Beschreibung und Bewertung. Da gibt es kein Ausweichen vor diesem Ziel, keinen Umweg um diese Entscheidung herum. Wir müssen Glauben haben an uns selbst und unsere Mitmenschen.

Das bedeutet nicht, daß wir das Böse in der Welt oder die Schwächen des Menschen nicht sehen sollen. Wir brauchen nicht naiv oder sentimental zu werden. Der Glaube an den Menschen *ist nicht naiv* oder sentimental. Er ist das einzig Reale, das wir uns noch leisten können, alles andere führt rasch zur Selbstzerstörung. Die Zeit ist gekommen, wo wir die fest eingewurzelte Sitte des Mißtrauens beiseite schieben müssen. Wer vertraut, geht ein Risiko ein. Aber es ist nicht mehr bestreitbar: wer mißtraut, geht ein viel größeres Risiko ein. Mißtrauen bietet überhaupt keine Chance mehr, öffnet nur noch den Weg zu unvorstellbarem Grauen.»

Heinz Kraschutzki

Die Stimme Afrikas in der FAO

Nach FAO-Angaben hat das Jahreseinkommen in den fünfziger Jahren pro Person in den USA und Westeuropa um 200 Dollar zugenommen — dasjenige der unterentwickelten Völker hingegen ging nur von rund 80 Dollar um 10 Dollar auf 90 Dollar im Jahr hinauf. Anders ausgedrückt machte die bloße Erhöhung des

Jahresverdienstes in den reichen Ländern mehr als das Doppelte des jährlichen Gesamteinkommens der unterentwickelten Völker aus. Die Kluft zwischen der Lebenshaltung der beiden Gruppen weitet sich demnach rasch und hat sich auch in den drei Jahren des 7. Dezenniums nicht verengert.

Julius Nyerere vor der FAO, 18. November 1963

Vorstehende, schwerwiegende Feststellung des Präsidenten eines neuen afrikanischen Staatswesens erhellt die Ausgangslage für die Arbeit der FAO für den Kampf gegen den Hunger. Selbst wenn man die ungemein hohe Bevölkerungszunahme in den unterentwickelten Gebieten berücksichtigt, die das bisher erreichte in einem besseren Lichte erscheinen läßt, bleibt es dennoch wahr, daß wir wirtschaftlich gesprochen nicht in einer, sondern in zwei Welten leben. Hoffnungen und Erwartungen der unterentwickelten Völker überschreiten allerdings die Grenzen zwischen diesen Welten, nachdem sie festgestellt haben, daß bessere Lebensbedingungen für alle nur vom Willen der Menschen abhängen.

Nyerere bezog sich natürlicherweise in erster Linie auf sein Gebiet (Tanganjika), dessen Einwohner zu 97 Prozent von Landwirtschaft leben, als er auf die tief in die soziale Struktur eingreifenden Umwälzungen zu sprechen kam, die jede als richtig anerkannte Neuordnung mit sich bringt. Die Landwirtschaftsmethoden eines Volkes sind ein Teil seiner Kultur — neue Instrumente, die Einführung der Bewässerung usw. wirken sich aus auf das Verhältnis der Familienglieder untereinander — auf die soziale Sicherheit im Stamm, auf die Erbgewohnheiten usw. Das selbe gilt für die Einführung einer nationalen anstelle der auf das Dorf begründeten Wirtschaft — die traditionellen Beziehungen der Dorfbewohner werden gestört. Nun läßt auch Nyerere keinen Zweifel daran bestehen, daß neue Methoden zur Erhöhung der landwirtschaftlichen Produktion eingeführt werden müssen, er besteht aber darauf, daß diese Neuerungen nicht von oben herab kommen, sondern nur Schritt für Schritt im engsten Einvernehmen mit der anzuleitenden Bevölkerung eingeführt werden dürfen. Wenn Gefahr besteht, daß Neuerungen Klassenunterschiede schaffen könnten, wollen die Afrikaner nichts davon wissen. Ebenso unnütz für ein Gebiet wie Tanganjika, meint Nyerere, wäre ein Hilfsanerbieten, das eine große Anzahl ausgebildeter landwirtschaftlicher Hilfskräfte erfordern würde, die man ja erst ausbilden muß. Die wenigsten Organisationen sind übrigens geneigt, mit Projekten wirtschaftlicher Entwicklung auch Mittel und Wege des Massenunterrichts einzukalkulieren, obschon dies ein Hauptproblem der unterentwickelten Völker ist.

Hilfe von außen ist nötig, aber Fachleute, Geld, Bildungsmöglichkeiten sind Mangelartikel für die in der Welt von heute große Nachfrage besteht. Die unterentwickelten Länder finden weiter sehr bald heraus, daß ihr Wille, selbst über die Zukunft ihres Staates zu bestimmen, alle Bemühungen, Entwicklungskapital in ihr Land zu ziehen,

sehr erschwert. Kapital, das an ideologische Bedingungen geknüpft ist, veranlaßt die mißtrauisch gewordenen jungen Staaten Afrikas zum Beispiel eher ihr Entwicklungsprogramm zu verlangsamten. Ihre Erfahrung ist, daß sogar die Internationale Finanzkorporation ihre Hilfe an die Partnerschaft freier Unternehmer des zu unterstützenden Landes knüpft, was sie für viele junge Länder inakzeptabel macht.

Im allgemeinen jedoch reduzieren sich die politischen Probleme für die unterentwickelten Länder, wenn die Hilfe durch die Kanäle einer internationalen Organisation wie der FAO in ihr Gebiet geleitet wird. Gerade die FAO hat durch ihre Fachleute Großartiges geleistet. (Indien hat seine Nahrungsmittelproduktion in zehn Jahren um 40 Prozent erhöht, Griechenland und Mexiko haben ihre Getreideproduktion verdoppelt, um nur diese Beispiele zu erwähnen.)

Wo die FAO versagt

Wo die FAO, nach Nyerere, versagt, ist auf einem anderen Gebiet. «In ihrer gegenwärtigen Form», sagt Nyerere, «ist weder die FAO noch irgendeine andere internationale Organisation fähig, das Grundproblem anzupacken — die Überwindung der Armut in den unterentwickelten Gebieten der Welt.» Zu diesem Schluß kommt man unfehlbar, wenn man die internationale Marktwirtschaft genauer ansieht.

«Vergleichen wir die Lage national und international. Innerhalb unserer nationalen Grenzen geben wir dem Kleinbauern Schutz gegen die täglichen Preisschwankungen. Wir ermuntern die Bauern, sich in genossenschaftlicher Zusammenarbeit gegen die Ausbeutung durch den Großhandel zu schützen. Durch unsere behördlichen Institutionen, durch bewußte Kontrolle von Handel und Investition bemühen wir uns, die Waren an die Stelle zu bringen, wo sie gebraucht werden, zu einem Preis der beiden Partnern fair ist. Dies ermöglicht den Produzenten, Zukunftspläne zu machen und der Nation als ganzem die Entwicklungsprojekte auszuarbeiten, die einen unerläßlichen Teil des Angriffs auf die Armut bilden.»

«Doch auf dem internationalen Markt herrscht genau die gegenteilige Lage. Selbst wenn wir die ganze Ernte einer Warengattung zusammengefaßt auf dem Weltmarkt anbieten, sind wir als unterentwickeltes Land so hilflos wie früher die einzelnen Bauern, wenn sie sich den Agenten der Großfirmen ausgeliefert sahen. Unsere nationale Armut erlaubt uns nicht, Waren für bessere Marktverhältnisse zurückzubehalten, wir verkaufen wann und wo wir können und zu einem Preis, wie er uns bei dieser Gelegenheit geboten wird und der einen Monat später ganz anders sein kann.»

Das heißt, daß wir zu keinem Jahresanfang wissen, über was für Mittel wir verfügen werden — unsere Entwicklungspläne können infolge Preisschwankungen, die wir weder voraussehen noch beeinflussen können, in nichts zerrinnen. Das Grundproblem liegt in der freien

und unbeschränkten Marktwirtschaft zwischen Produzenten und Abnehmern, die auf ganz verschiedener Stufe wirtschaftlicher Macht und Handelspraxis stehen.

Nachkriegserfahrungen. Trotz dem Hunger in der Welt, trotz dem krassen Mangel an guten Nahrungsmitteln haben sich die Marktbedingungen immer zuungunsten der Urproduzenten gewendet — außer zu Kriegszeiten oder bei Kriegsgefahr. Der «Korea-Zwischenfall» zum Beispiel war einträglicher für die Wirtschaft der unterentwickelten Länder als alle Maßnahmen, die zu ihren Gunsten in zehn Jahren durchgeführt wurden. Der Waffenstillstand setzte der Konjunktur dann prompt ein Ende.

Wenn die unterentwickelten Länder an die Industrienationen verkaufen wollen — schützen die letzteren ihre eigenen Produzenten entweder durch Zölle gegen «unsere Dumping-Artikel» oder sie können dank ihres umfangreichen Maschinenparks noch billiger produzieren.

Auf dem Agrarmarkt sehen wir, daß Länder des Westens ihren Bauern aus ihnen bekannten Gründen *einen* Preis zahlen und die Ware dann auf dem Weltmarkt zu einem viel tieferen Preis anbieten oder sie sogar verschenken. Im einzelnen Fall betrachtet kann es sich nicht manches unentwickelte Land leisten, solche Geschenke, besonders in Zeiten eigener Mißernten, zurückzuweisen, aber ihre Wirkung auf alle Versuche armer Länder unter sich, faire Handelsbeziehungen zu entwickeln, ist natürlich katastrophal.

Verhandlungen über marktgerechten Verkauf können nicht für jede Warengattung isoliert durchgeführt werden, einzelne Punkte müssen mit Dutzenden von Ländern besprochen und einstimmig beschlossen werden. Die unterentwickelten Gebiete kommen aber als schwächste Partner immer ins Hintertreffen, wenn ein Land — in der Praxis meist ein wohlhabendes Land — das selbst große Mengen einer Warengattung, wie sie die unterentwickelten Länder anzubieten haben, auf Lager hält, seine Zustimmung zu den Verkaufsbedingungen geben muß. Der Weltmarkt ist notwendigerweise der Ort, wo der Schwächste geopfert wird.

Während im Innern eines Landes die wirtschaftliche Entwicklung eines Gebietes auf Kosten eines andern nach Möglichkeit korrigiert wird, versucht man zurückgebliebene Gebiete international mit sogenannten «Hilfsaktionen» zu unterstützen. Mit dieser «Hilfe» sollen sie sich dann gegen Welthandel und Weltinvestitionen wehren können. Dabei kann die Wirkung der «Hilfe» vollständig aufgehoben werden durch den Preisrückgang eines einzigen unserer Exportgüter. Sie tragen zu ihren eigenen Schwierigkeiten selbst noch bei, weil sie durch ihre Zugehörigkeit zu «GATT» zum Beispiel verhindert werden, andere unterentwickelte Länder bei ihren Käufen zu bevorzugen. Oft kommt es auch vor, daß sie Anleihen aufnehmen, die sie zwingen, auf vorgeschriebenen teuren Märkten zu kaufen und sogar Luxuswaren in ihr Land importieren zu lassen, wenn die eigenen Landsleute der

ausländischen Werbung nicht widerstehen können. Sie betteln von den Reichen einerseits und wollen andererseits mit ihnen konkurrieren, um Investitionskapital und um Märkte für Waren, die auf ganz verschiedenen technischen Ebenen hergestellt wurden. Auf dieser Grundlage werden die Unterschiede zwischen fortgeschrittenen und unterentwickelten Ländern immer größer.

Es gibt nur zwei Möglichkeiten der Entwicklung sagt Nyerere. «Entweder stoßen wir wirklich zur ‚einen Welt‘ vor und packen das Problem der Armut gewisser Gebiete wissenschaftlich und im Weltmaßstab an oder wir anerkennen, daß es zwei Welten gibt — die Welt der Reichen und die Welt der Armen — und die letzteren sehen zu, wie sie sich gegen die Beherrschung durch die Reichen schützen können.»

Offenbar wäre ein einheitlicher Plan für die Entwicklung der Welt besser. Aber wenn dies nicht sein kann — warum sollte nicht ein Plan möglich sein für jenen Teil der Welt, dessen Armut sich den Luxus unbeschränkten wirtschaftlichen Individualismus nicht leisten kann; ein Plan für die wirtschaftliche Entwicklung der unterentwickelten Länder auf Grund einer gebundenen Währung. Kontakte zwischen dieser Welt und dem Rest müßten auf ein Minimum beschränkt werden. Diese Isolierung, meint Nyerere, würde ihnen erlauben, ihre Wirtschaft aufzubauen, bis sie unter gleichen Bedingungen mit der Welt der Reichen konkurrieren können.

Nyerere, der aus seiner Empörung über das *«international law of the jungle»* (das Dschungelgesetz des Weltmarktes) heraus spricht, sieht nicht ein, warum die unterentwickelten Länder alle Nachteile der Herrschaft der Stärkeren tragen sollten. «Wenn wir Waren zu exportieren haben, für die niemand zahlen kann, tun wir vielleicht besser, zum Tauschhandel unter uns zurückzukehren . . . Wenn es sich auch zeigt, daß wir mit unseren Waren nicht gerade das kaufen können, was wir wünschen, so verfaulen sie wenigstens nicht, ohne uns oder anderen zu nützen. Es wäre immer noch besser als das gegenwärtige System, wo die Armen den Reichen ausgeliefert sind.»

Natürlich wäre eine solche Isolierung schwierig durchzuführen und würde Kontrollen aller Art erfordern, ganz abgesehen von den Beschränkungen persönlicher Freiheit und andern Opfern, die sie der heutigen Generation auferlegen würde. Nyerere sieht sogar eine ausgesprochene Feindschaft gegenüber der reichen Minderheit des Westens voraus, glaubt aber eine solche rigoros durchgeführte Politik der Abschnürung würde fertigbringen, was die heutige Verbindung von «Hilfe» und internationaler Konkurrenz nie erzielen wird: die Überwindung der Armut der unterentwickelten Gebiete.

Zur FAO in ihrer heutigen Form zurückkehrend, weist Nyerere darauf hin, daß diese Institution geschaffen wurde, «um die Lebensbedingungen der Landbevölkerung zu verbessern» und auf diese Weise «zu einer sich ausweitenden Weltwirtschaft beizutragen». Doch

diese Funktionen oder die Verwandlung erhöhter Produktion in erhöhten Verbrauch (für die Urproduzenten der unterentwickelten Gebiete d. U.) geht über ihre Fähigkeit. «Um wirklich mit *dem Grundproblem unserer Zeit — internationale Armut — fertig zu werden, muß die FAO die Macht haben, Ernährung und Ackerbau der Welt, die Produktion sowohl wie den Absatz, zu planen*» — ohne diese Möglichkeit, sagt Nyerere, bleibt die FAO eine «Wohltätigkeitsanstalt».

Als solche kann sie, wie Nyerere betont, den unterentwickelten Ländern weiter bei vielen Problemen behilflich sein. Doch um aus Verhältnissen herauszukommen, unter denen die Reichen reicher werden und die Armen arm bleiben, sieht er als einzige Alternative zu einem scheinbar unmöglichen Weltentwicklungsplan nur die Anerkennung der wirtschaftlichen Unterlegenheit von Staaten wie Tanganjika und die bewußte Abschnürung ihres Wirtschaftsgebietes. Ihr innerer Aufbau auf Grund eigener Ressourcen, wie sie der Westen braucht, glaubt Nyerere sei der realistische Ausweg aus der heutigen Misere.

In seinem Schlußwort vergleicht Nyerere die von den unterentwickelten Völkern zu schaffende Wirtschaft mit dem Bau von Flotten. Zuerst baut man Ruderschiffe — dann Küstendampfer und erst zuletzt Hochseeschiffe. Erst wenn ihre Wirtschaft einigermaßen gefestigt ist, können die jungen Staaten es wagen, sie der stürmischen See internationaler Marktwirtschaft auszusetzen.

Es wird ein langer und mühsamer Weg sein — das sieht er ein. Aber er sieht keine andere Möglichkeit für die unterentwickelten Völker, «einen anständigen Lohn für ein anständiges Tagwerk» zu sichern.

Die vorstehende offene Kritik des angesehenen afrikanischen Staatsmannes erhält besonderes Gewicht durch den gegenwärtigen Feldzug der FAO gegen den Hunger und wird von unsern Lesern sicher in ihrer Bedeutung verstanden.

Red.

WELTRUNDSCHAU

Das Erbe des alten Jahres Es war wieder ein bewegtes politisches Jahr, das jetzt zu Ende geht. Gewalttat herrscht nach wie vor überall auf Erden; offene Kriege sind in Südvietnam und Nordafrika geführt worden oder werden weiter geführt. Regierungen sind gestürzt worden oder haben sich umgebildet, nicht nur in Lateinamerika (wo Militärputsche zum normalen Alltag gehören), sondern auch in Vorderasien (Syrien, Israel, Irak, Türkei usw.), in Südvietnam, in Griechenland und Italien, in Westdeutschland und England, nicht zu reden von Afrikas neuen Staaten, die ihr